

The background of the cover is a photograph of the Berlin skyline, featuring the Spinnaker Tower and various buildings, overlaid with a semi-transparent red filter. The text is positioned over this background.

Brenda Strohmaier

WIE MAN LERNT, BERLINER ZU SEIN

Die deutsche Hauptstadt
als konjunktiver Erfahrungsraum

Interdisziplinäre
Stadtforschung

campus

Wie man lernt, Berliner zu sein

Interdisziplinäre Stadtforschung

Herausgegeben vom Forschungsschwerpunkt »Stadtforschung«
an der TU Darmstadt

Band 18

Brenda Strohmaier, Dr. des., ist Redakteurin im Stilressort der *Welt am Sonntag*.

© Campus Verlag GmbH

Brenda Strohmaier

Wie man lernt, Berliner zu sein

Die deutsche Hauptstadt
als konjunktiver Erfahrungsraum

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50184-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2014 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagfoto: © Bernd von Jutrczenka, picture-alliance, Bildnummer: 43661868

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Vorwort.....	11
1. Einleitung: Fragestellung, Forschungsstand, Vorgehen.....	13
1.1. Sei Berlin?.....	13
1.2. Forschungslücke Berlin: Die Stadt vor Häusern übersehen.....	17
1.3. Forschungslücke Binnenmigrant: Leben nach dem Ankommen.....	22
1.4. Von der Theorie zur Praxis und zurück.....	25
2. Eigenlogik, Imaginär, Mythos: Das Wissen um den konjunktiven Erfahrungsraum Stadt.....	28
2.1. A Fuzzy Problem: Eine Realität und viele Wirklichkeiten.....	30
2.2. Die städtische Eigenlogik.....	33
2.2.1. Typisch Stadt: Berlin als Sinnprovinz.....	33
2.2.2. Typisch Städter: Wie Berlin zum Habitus wird.....	36
2.2.3. Doxa: Das Problem des unsichtbaren Ortssinns.....	39
2.2.4. Die Stadt als conjunktiver Erfahrungsraum.....	42
2.3. Das Imaginär einer Stadt.....	44
2.3.1. Von der Imagination zum imaginären Raum.....	44
2.3.2. Bestandsaufnahme: Die Stadt im Kopf.....	53
2.3.3. Urbanes Imaginär: Die Stadt als Möglichkeitsraum.....	57
2.4. Der Mythos einer Stadt.....	62
2.5. Die begrifflichen Schlüssel zur Stadt.....	65

3. Qualitative Studie: Ankommen in Berlin	67
3.1. Die dokumentarische Methode	69
3.1.1. Gruppendiskussion als Dokument	69
3.1.2. Sampling	72
3.1.3. Verfahren	77
3.1.4. Transkription	78
3.1.5. Auswertung	79
3.2. Berliner Möglichkeiten und Unmöglichkeiten	82
3.2.1. »Allet« Taxifahrer im Berlinrausch	84
3.2.2. Billige Freiheit: Das aufregende Berlin ausländischer Studentinnen	90
3.2.3. Berlin als Traumstadt – und Albtraum: Der Freizeittreff	98
3.2.4. Auf der Suche nach der Berlin-Community: Die Gruppe Romeo	106
3.2.5. Auf der Suche nach Respekt: Friseurlehrlinge in Kreuzberg ...	114
3.2.6. Mix zwischen Grün und Grau: Die Gruppe Plattenbau	129
3.2.7. Senioren: Die Stadt als Herausforderung	139
3.2.8. Sieben Gruppen, ein Berlin?	151
3.3. Berlin lernen und lehren	153
3.3.1. Erdkunde für Berliner: Die Größe bewältigen	154
3.3.2. Fahrstunden: Mit dem ÖPNV zum Führerschein	179
3.3.3. Sozialkunde: Verrohen als sinnvolle Möglichkeit	186
3.3.4. Berlinisch: Kein Pflichtfach	210
3.3.5. Religion: Die Strategien der Patrioten	216
3.3.6. Leibeskunde: Berlin trainieren, Berlin inkorporieren	230
3.3.7. Geschichte und Politik: Ankommen im Wandel	235
3.4. Fazit: Gruppendiskussionen als Umschlagplatz für Mythen	250
3.4.1. Ankommenshilfe: Die Funktion der Berliner Mythen	250
3.4.2. Reden vom Volk: Typisch Berlin – typisch Stadt	254
4. Berlin verstehen: Wie Berlin Berlin wurde	259
4.1. Am Anfang war die Möglichkeit	260
4.2. Lage, Lage, Lage – Eine Verortung	262

4.2.1. Die Stadt am Rande mittendrin.....	262
4.2.2. Die Stadt aus Sumpf und Sand.....	270
4.3. Als der Berliner Berliner wurde	278
4.3.1. Der Berliner lernt berlinern	278
4.3.2. Der Berliner wird witzig.....	283
4.4. Berlin wird zum Wandelwunder.....	296
4.4.1. Die Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten	296
4.4.2. Das Gefühl im Gewühl.....	304
4.4.3. Der Berliner geht auf Distanz – robust und mit Humor	306
4.4.4. Die Integrationsmaschine Berlin.....	309
4.4.5. Der Jungbrunnen an der Spree	314
4.5. Berlin als Tradition: Von der Möglichkeit zur Wirklichkeit	316
5. Zusammenfassung: Vom urbanen Imaginär zu Urban Learning	322
Literatur.....	341

In Erinnerung an die Berlin-Forscherin Agathe Lasch (1879–1942)

Vorwort

Ursprünglich sollte dies ein Büchlein über das Post-Wende-Image Berlins werden. Eines, das die Frage klären würde, warum in meine Nachbarschaft in Berlin-Mitte plötzlich so viele Dänen zogen. Bald zeigte sich, dass die Frage nicht mit den Rechertechniken zu beantworten war, die mir als Journalistin geläufig waren. Zudem erwies sich der Marketing-Begriff *Image* nur als bedingt tauglich, um das vielschichtige Verhältnis zwischen Mensch und Stadt zu beschreiben. Deshalb halten Sie nun eine stadtsoziologische Dissertation über den Erfahrungsraum Berlin in den Händen, in der das *Imaginär* eine zentrale Rolle spielt. In der Studie lege ich dar, wie Berliner lernen, Berliner zu sein. Und weil es der Zufall beim Sampling so wollte, kommen viele Neuberliner zu Wort – aber kein einziger Däne.

Insgesamt 56 Hauptstädter, darunter auch viele gebürtige Berliner, haben mir für diese Studie ihre Zeit geschenkt. Jedem Einzelnen, auch und besonders dem Berlin-Verabscheuer Gerhart, bin ich sehr dankbar, denn das Zusammenspiel all dieser Berlin-Experten hat mich vieles über die Stadt gelehrt. Zu den Erkenntnissen gehört nicht zuletzt, dass Lokalpatrioten wie ich ihre Heimat oft mit ziemlich kruden Argumenten verteidigen.

Danke an Prof. Dr. Rolf Lindner, der mich nach meinen ersten Denkversuchen zum Weitermachen ermutigte. Besonders dankbar bin ich den Darmstädter Stadtsoziologen, die mich so gut betreuten. Herzlichen Dank an Prof. Dr. Helmuth Berking, Dr. habil. Peter Noller, Prof. Dr. Gerhard Vinken für all Ihre Anregungen und allen voran: 1000 Dank Prof. Dr. Martina Löw, die mir zur richtigen Zeit die richtigen Fragen stellte.

Dank meinem Lieblingspatrioten Volker. Danke an Christian und Anika für die zweite Heimat in Frankfurt. Danke Yüksel fürs Übersetzen. Danke Holgi, Luis und Eldenburg für die logistische Nachhilfe. Danke an Annette, Marc, Melli und Muttern für ihren scharfen Blick. Danke an die geduldigen Chefs (Danke Omi, Annemarie, Adriano) sowie an die toleranten Kolleginnen (Dank sei Julia und ihren Augen) und an meine Freunde.

1. Einleitung: Fragestellung, Forschungsstand, Vorgehen

1.1. Sei Berlin?

Berlin birgt viele Rätsel für Neulinge, allein wegen seiner Metamorphose von der Mauerstadt zur Touristenattraktion. »Sind wir jetzt im Osten oder Westen?«, hört man zum Beispiel oft von Besuchern, die durch die Stadt flanieren. Selbst Berliner können darüber an manchen Orten ins Grübeln geraten. Tatsächlich hat sich das wiedervereinte Berlin seit dem Fall der Mauer in vielerlei Hinsicht rasant gewandelt. Stadtteile wurden saniert, manche Viertel wie der Potsdamer Platz neu gebaut, die Einwohnerschaft einmal durchgemischt. 3,4 Millionen Berlinerinnen und Berliner registrierten die Statistiker im Jahr 2013.¹ Die offizielle Prognose des Senats sagt für das Jahr 2030 voraus, dass rund 3,8 Millionen Menschen in Berlin leben werden.² Damit könnte die Stadt sich wieder der Vier-Millionen-Marke

1 Das Amt für Statistik Berlin-Brandenburg – im Folgenden Amt für Statistik genannt – hat die Zahl auf Grundlage des Zensus 2011 errechnet (Amt für Statistik 2013h). Im Mai 2013 veröffentlichte die Behörde die Ergebnisse dieser Volkszählung. Demnach wurden zum Stichtag des 9. Mai 2011 nur 3,3 Millionen Einwohner erfasst – rund 180.000 weniger als gedacht. Vor allem die Zahl der ausländischen Bewohner mussten die Statistiker korrigieren, nämlich um 106.000 Einwohner nach unten (Amt für Statistik 2013b). Bis dahin waren sie davon ausgegangen, in Berlin lebten 3,5 Millionen Menschen. De facto sind die Einwohnerzahlen in Berlin nach der Wiedervereinigung zunächst leicht gewachsen und dann geschrumpft beziehungsweise gleich geblieben, ab 2005 stiegen sie wieder (Amt für Statistik 2013c). Auch im Jahr 2011 wuchs die Stadt: So ermittelte die Volkszählung qua Fortschreibung allein für den Zeitraum von Mai bis Dezember 2011 einen Zuwachs von rund 34.000 Einwohnern (Amt für Statistik 2013d), im Jahr 2012 kamen 49.000 Bewohner hinzu (Amt für Statistik 2013h), in den ersten drei Quartalen 2013 waren es abermals 32.000 Personen (Amt für Statistik 2014).

2 Die Prognose erstellte die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung mit Hilfe des Amts für Statistik (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2012: 2). Auch nach den überraschenden Ergebnissen des Zensus 2011 hält sie daran fest (vgl. Fahrn 2013).

nähern, die sie zuletzt während der 1920er-Jahre erreichte und bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs hielt.³

In dieser Arbeit gehe ich mit Hilfe von Gruppendiskussionen der Frage nach, was heute das Besondere dieser Stadt ausmacht, die plötzlich wieder als attraktiv gilt. Ist dieses Nachwende-Berlin ein ganz anderes Berlin als das, was es die Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte davor war? Oder ist sich die Stadt in wesentlichen Punkten treu geblieben? Und wenn ja, wie konnten diese Eigentümlichkeiten den rasanten Wandel und die zahlreichen Neuankömmlinge überstehen?

Die Frage nach dem Besonderen der Stadt drängt sich auf. Berlin stellt schließlich wieder eine Möglichkeit dar, zu der sich immer mehr Menschen verhalten müssen, weil sie andere kennen, die schon da waren oder sind und davon berichten. Noch vor 25 Jahren musste die Bundesrepublik Gehälter in der Enklave subventionieren, um West-Berliner zum Bleiben zu bewegen. Heute zieht die Stadt mit wieder vereinten Kräften Menschen aus aller Welt an. Für Kreative avancierte sie zeitweise zum Mekka. So heißt es im Jahr 2010 im Katalog zu einer Ausstellung, die Berliner Nachwende-Kunst zeigte, die Stadt sei »zur international begehrtesten Adresse zeitgenössischer Kulturschaffender« geworden (Becker/Landbrecht/Schäfer 2010: 11).

Auch Touristen und Unternehmen haben sich wieder an die Stadt erinnert, die um 1900 herum die prosperierendste Deutschlands war: Insgesamt sind pro Tag im Schnitt rund eine halbe Million Tagungs- und Übernachtungsgäste in Berlin unterwegs.⁴ Berlin ist zudem wegen seiner neuen Hauptstadtfunction in den Medien omnipräsent – und sei es nur als Hintergrundbild in den Fernseh-Nachrichten. Somit wächst nicht nur die Einwohner- und Besucherzahl, sondern ebenso die Anzahl der Menschen, die sich in Gedanken mit dem Ort beschäftigen. Auch deshalb kursieren in

3 Nachzulesen im Statistischen Jahrbuch für Berlin (Amt für Statistik 2011: 32). Daraus geht hervor, dass Berlin nach dem Krieg drei Jahrzehnte lang Einwohner verlor. Der Tiefpunkt war im Jahr 1978 mit 3,04 Millionen Einwohnern erreicht. Wie wiederum ein Blick in die Statistischen Jahrbücher der DDR zeigt, waren es die Ost-Berliner, die zunächst die Stadt verließen. 1960, ein Jahr vor dem Mauerbau, wohnten nur noch knapp über eine Million Menschen in der Hauptstadt der DDR (Staatliche Zentralverwaltung für Statistik 1962: 17), 1989 waren es wieder fast 1,3 Millionen (Staatliche Zentralverwaltung 1991: 1).

4 Das geht aus der Studie »Wirtschaftsfaktor für Berlin: Tourismus- und Kongressindustrie« hervor, die im Auftrag von Visit Berlin, der Berlin Tourismus & Kongress GmbH, erstellt wurde (Visit Berlin 2012: 6).

allen möglichen Varianten Geschichten vom Wandel der Stadt, ihrer besonderen Attraktivität – aber auch von ihren speziellen Schrecken.

Die Chemnitzer Band Kraftklub singt auf ihrem Album »Mit K«, das es im Jahr 2012 auf Platz eins der deutschen Albumcharts schaffte: »Ich will nicht nach Berlin, auch wenn da alle meine Freunde sind.« Selbst wenn Lokalpatrioten das kaum glauben mögen: Jahr für Jahr verlassen weit über 100.000 Menschen die deutsche Hauptstadt.⁵ Während Berlin vielen Menschen als Ort der unzähligen Möglichkeiten erscheint, stellt es für andere eine besondere Zumutung dar, das heißt eine Unmöglichkeit und somit das Gegenteil einer Chance. Offensichtlich – und dafür sprechen auch zahlreiche Berlin-Hassbücher – gibt es Leute, die sich der Aufforderung des offiziellen Berlin-Slogans verweigern, der da fordert: »Sei Berlin – be Berlin«.

Genau an diesem Punkt setzt die Fragestellung dieser Dissertation an: Was heißt denn »Sei Berlin« 20 Jahre nach der Wende? Kann man angesichts des rasanten Wandels der Stadt überhaupt noch ausmachen, was es typischerweise bedeutet, BerlinerIn oder Berliner zu sein? Wer über die Aussage der Kampagne nachdenkt, dem stellen sich sogleich weitere, damit verbundene Fragen. Dazu gehört jene, wie sich das besondere Sein einer Stadt überhaupt erschließen lässt. Damit betritt man einerseits stadtsoziologisches Terrain, insbesondere jenes der Darmstädter Erforscher der Eigenlogik der Städte. Zugleich landet man bei Fragen danach, wie städtisches Sein und Bewusstsein überhaupt miteinander verbunden sind.

Bei der Suche nach Antworten bin ich gleich zwei Mal auf die Idee gestoßen, das Besondere einer Stadt über die ihr eigenen Möglichkeiten zu erfassen. Erstmals begegnete ich diesem Gedankengang, als ich nach einem theoretischen Rahmen suchte, um Vorstellungen über die Stadt zu diskutieren. Über die Texte des ethnografischen Stadtforschers Rolf Lindner (2002; 2006; 2008) fand ich zum Begriff des Imaginären. Sowohl Philosophen als auch Stadtsoziologen verwenden ihn, um den Zusammenhang von Realität und Vorstellungen zu beschreiben. Der Kulturwissenschaftler Werner Schiffauer (2006) nutzt ihn speziell, um Vorstellungen zu bezeichnen, die sich auf Handlungsoptionen beziehen – wie bestimmte Möglichkeiten, die Migranten in bestimmte Orte locken. Demnach wäre Berlin

5 Die letzten verfügbaren Zahlen über die Wanderungsbewegung innerhalb Deutschlands zeigen, dass im Jahr 2011 rund 120.000 Menschen Berlin verließen und dem rund 160.000 Zuzüge gegenüber standen (Amt für Statistik 2012b: 6ff und Statistisches Bundesamt 2013). Diese Zahlen werden allerdings im Zuge der weiteren Auswertung des Zensus 2011 wohl noch überarbeitet werden müssen.

durch die eigentümlichen Möglichkeiten charakterisiert, die Bewohner und Besucher der Stadt zuschreiben.

Mit diesem Gedankengang wurde ich abermals konfrontiert, als ich mich den Besonderheiten Berlins mit einer qualitativen Studie näherte. Dafür ließ ich sieben Gruppen unterschiedlicher Neu- und Altberliner darüber diskutieren, wie sich Berlin ihrer Meinung nach vom Rest der Welt unterscheidet. Bei den Probanden handelt es sich um wohlhabende Senioren, arbeitslose Plattenbaubewohner, angehende Friseurinnen mit türkischen Wurzeln, Mitglieder eines Freizeittreffs für Menschen über fünfzig, Taxifahrer, junge Schwule und ausländische Studierende. In den Gesprächen ging es viel um das Ankommen in der Stadt, und schnell wurde klar, dass das Mögliche (und das Unmögliche) ein zentrales Konstrukt ist, um die Besonderheit Berlins zu erfassen. »Berliner Imaginär« werde ich diese speziellen Möglichkeiten nennen.

Noch eine zweite Thematik wurde bei der Auswertung der Diskussionen deutlich, die mir zwar von meinem eigenen Ankommen⁶ irgendwie vertraut war, mich aber in ihrer Ausformulierung dann doch überraschte: Berlin und sein Imaginär will gelernt sein. Die Berichte von Neuankömmlingen zeugen von einem komplexen Prozess, wie die Stadt erfasst wird, nachdem der erste Ankommensschock verarbeitet ist. So erzählen die Befragten, wie sie die spezielle Geografie der Stadt begreifen mussten und lernten, Entfernungen einzuschätzen sowie U- und S-Bahn zu nutzen. Auch die Bedeutung bestimmter Stadtviertel verstehen Zugezogene nur nach und nach.

Als elementare Herausforderung erweisen sich zudem die Umgangsformen der Berliner, der wahre Sinn des Begriffs »Berliner Schnauze« erschließt sich für viele Zugezogene erst nach einiger Zeit. Die Metapher von der Schule des Lebens bekommt in Berlin einen neuen Sinn. Sie werde ich verwenden, um aufzuschlüsseln, wie die Neuankömmlinge ein Unterrichtsspektrum von Erdkunde über Sozialkunde bis hin zu Leibeskunde absolvieren. Wichtigste Lektion: In Berlin ist alles möglich – aber man muss sich dafür anstrengen.

Die Analyse der Debatten ums Imaginär wird zeigen, dass trotz all der Veränderungen nach der Wende eine erstaunliche Kontinuität in Berlin zu erkennen ist, die sich durch diese Lernprozesse gut erklären lässt. So ist die

⁶ Ich gehöre selbst zu der großen Gruppe der Binnenmigranten, die in Berlin ein Zuhause fanden. Geboren wurde ich in München, aufgewachsen bin ich aber in Kleinstädten in Hessen und im Saarland. 1990 zog ich nach Berlin.

Erzählung von der Stadt, in der ebenso raue wie pfliffige Bewohner auch die kleinste Chance zu nutzen wissen, schon über hundert Jahre alt.

Womit wir bei einer weiteren Frage wären, die sich im Laufe der Studie stellte, nämlich jener nach dem Ursprung der heutigen Sinnstruktur der Stadt. Welche geografischen, historischen und politischen Bedingungen haben dazu geführt, dass ein bestimmtes Handeln und Denken in Bezug auf Berlin heute als sinnvoll gilt? Für dieses Rätsel möchte ich mit Hilfe des Imaginärs Erklärungsvorschläge liefern. Dabei wird – wie gleich schon beim Forschungsstand – deutlich werden, wie groß der Nachholbedarf ist, was die Erkundung berlinischer Eigenheiten angeht.

1.2. Forschungslücke Berlin: Die Stadt vor Häusern übersehen

Wer etwas über die Besonderheiten der deutschen Hauptstadt herausfinden will, hat es leicht und schwer zugleich, allein wegen der Publikationsflut zum Thema. Nicht nur in den neun Tageszeitungen der Hauptstadt, auch in überregionalen und internationalen Medien ist Berlin immer wieder Thema, spätestens dann, wenn wieder ein neues Städteranking den Auf- oder Abstieg der Stadt verkündet.⁷ Zudem erscheinen Jahr für Jahr Dutzende Bücher aller Art, die sich mit Berlin beschäftigen. Die meisten davon sind nicht oder nicht ausschließlich für die Wissenschaftswelt gedacht. Um genau sie soll es hier kurz gehen, bevor ich mich dem klassischen Forschungsstand widme, vermitteln diese Veröffentlichungen doch schon eine Idee davon, was Stadtnutzer an Berlin interessiert.

Begeben wir uns in einen der vielen Buchläden in Berlin, die der Stadt einen eigenen Bereich widmen. Viel Platz nehmen hier die Reise- und Architekturführer ein, die es für etliche Spezialinteressen gibt. So enthält das Sortiment ebenso einen »Stadtführer durch Hitlers Berlin« (Neubauer 2010) wie einen »Fashion Guide für die Hauptstadt« (Dorenberg 2011). Schriftsteller Wladimir Kaminer hat eigens eine Anleitung für »faule Touristen« geschrieben (2007). Bei den Buchhändlern findet sich zudem eine

⁷ Die Vermarktungsgesellschaft »Berlin Partner GmbH« betreibt eigens eine Internetseite, die Studien auflistet, in denen die Stadt besonders gut abschneidet. Verfügbar unter www.businesslocationcenter.de/de/service/news-downloads/studien-und-rankings (letzter Zugriff Mai 2014).

Unzahl von historischen und oft nostalgischen Abhandlungen aller Art. Das Spektrum reicht von der Schilderung einer Kindheit in West-Berlin (Sterblich 2012) bis hin zu »Berlin, Techno und die Wende« (Denk/von Thülen 2012). Ein Tisch oder Regal wiederum ist für Krimis und Romane reserviert, die in Berlin spielen.⁸

Schnell kann einem beim Stöbern noch ein anderes Genre auffallen: Etliche Werke wollen Neulingen oder Besuchern erklären, wie die Stadt und ihre Bewohner ticken. Dazu zählen Taschenbücher wie »Ich werde ein Berliner« (Echte 2010), »Achtung, freilaufende Berliner!« (Lendl 2010) oder ganz explizit »Gebrauchsanweisung für Berlin« (Hein 2009). Untertitel nach der Art »Alles, was Sie wissen müssen, wenn Sie sich in die Hauptstadt wagen« illustrieren, wie gewöhnungsbedürftig und zuweilen schockierend Berliner Sitten auf Fremde wirken. Sie zeigen auch, wie Berlin als überdurchschnittlich herausfordernd konstruiert wird, als eine Stadt, die den Bewohner zu etwas Besonderem macht, weil er sich darauf versteht, sich in ihr durchzuschlagen.⁹ So finden sich in den Buchläden etliche Warnhinweise wie »Vergiss Berlin!« (Heuss/Weiss 2011) oder »Geschichten aus einer barbarischen Stadt« (Diez u.a. 2003 und 2007). Gleich daneben liegen allerdings lokalpatriotische Schriften wie »111 Gründe Berlin zu lieben« (Dittrich/Steichert 2011), in denen die Stadt in deutlich schönerem Licht erscheint.

Es wäre sicher eine eigene Studie wert – und jetzt kommen wir zum klassischen Forschungsstand – all diese Berlin-Bücher auf typische Berliner Spurenelemente hin zu untersuchen und anhand dieser Dokumente zu analysieren, wie Einwohner und Fremde die Besonderheiten der Stadt interpretieren, auf welche Weise Berlin also für sie Sinn ergibt. Höchstwahrscheinlich könnte man sogar in der Machart der Bücher eigentümlich Berlinisches erkennen. So bemühen sich doch dem ersten Eindruck nach sogar die Berlin-Gegner darum, einen offensichtlich als typisch empfundenen, humorigen Berliner Ton zu treffen. Doch solche Studien über Berlins

⁸ Das Online-Kulturmagazin »Perlentaucher« zählt gleich einige Hundert unter der Rubrik »Berlin-Roman« auf. Zu finden unter der Adresse www.perlentaucher.de/buchKSL/9_Berlin-Romane.html (letzter Zugriff Mai 2014).

⁹ Im Laufe der Arbeit wird wiederholt von Zuschreibungen die Rede sein, in denen Berlin als amerikanische Pionierstadt erscheint. Schon hier kann man an den 1979 von Frank Sinatra vertonten New-York-Mythos denken, der da lautet: »If you can make it there, you can make it anywhere.« Das Berliner Urgestein Harald Juhnke hat davon eine Berliner Version gesungen. Darin heißt es: »Zu Fuß würd ich gehn, nur um dich zu sehn, denn ich gehör allein zu dir, Berlin, Berlin.«

städtische Wirklichkeit sind rar, insbesondere in den angestammten Disziplinen, in denen man gemeinhin Städte erforscht, also bei den Soziologen, Geografen, Ethnologen, Stadtplanern und Architekten.

Die Literaturwissenschaft immerhin kümmert sich bereits um das Genre des Berlin-Romans (Langer 2002; Gerstenberger 2008; Ledanff 2009), die Linguistik widmet sich der Sprache der Berliner mit all ihren Facetten (Schönfeld/Reiher/Grünert 2001)¹⁰, auch Historiker nehmen die Stadt regelmäßig als Ganzes in den Blick (Richie 1998; Large 2002; Biskup/Schalenberg 2008; Stöver 2012).¹¹ Ansonsten beschäftigen sich die Erforscher des Urbanen vor allem mit Berliner Subkulturen (Vogt 2005; Schwanhäußer 2010; Golova 2011; Stahl, im Erscheinen) oder Varianten von auch andernorts heftig diskutierten ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Dazu gehört die Ansiedlung der Kreativwirtschaft (Lange 2007; Jakob 2009; Puchta 2010) ebenso wie der sozialräumliche Wandel samt Gentrifizierung (Krätke/Borst 2000; Häußermann/Kapphan 2000; Holm 2006 und 2014).¹² So sehr trieben Stadtforscher diese Veränderungen zeitweise um, dass Stadtpolitik und Wissenschaft verschmolzen. Exemplarisch dafür steht die Textsammlung »Berlin: Global City oder Konkursmasse« (Scharenberg 2000), in der die Historikerin Simone Hain und der Professor für Stadtplanung Peter Marcuse einträchtig mit den PDS¹³-Politikern Harald Wolf und Karin Lompscher eine sozialverträgliche Stadtplanung anmahnen.

Wenn Stadtplaner, Architekten und Stadtsoziologen ausnahmsweise die Stadt als Entität betrachten, konzentrieren sie sich in jüngster Zeit vor allem auf die ungeheuren Veränderungen nach der Wende, insbesondere die neue Attraktivität Berlins für Touristen (Lehrer 2006; Richter 2010; Colomb 2012). Kaum ein Wissenschaftler – zu den Ausnahmen kommen wir noch – widmet sich dagegen der Frage, warum bestimmte Erzählungen über Berlin sich trotz der vielen Veränderungen nach der Wende hartnäckig halten, etwa jene über eine eigenartige Ruppigkeit. So merkte schon Goethe an, man müsse in der Stadt »Haare auf den Zähnen haben [...] und

10 Dazu gehört neben der Berliner Schnauze (Dittmar/Schlobinski/Wachs 1986) auch »Kiezdeutsch«, wie es die für diese Arbeit interviewten Deutsch-Türken sprechen (Wiese 2012a und b, siehe Kapitel 3.3.4).

11 Zudem versucht der Politologe Uwe Prell, Berlin mit Hilfe einer Wanderung durch die Stadt sowie einem historischen Bilderkaleidoskop näher zu kommen (Prell 2005).

12 Zur Literatur über die Gentrifizierung des Prenzlauer Bergs siehe Kapitel 3.3.1.3.

13 So hieß damals noch die SED-Nachfolge-Partei, die mit der WASG 2007 zu »Die Linke« fusionierte.

mitunter etwas grob sein [...], um sich über Wasser zu halten.«¹⁴ Ähnliche Beschreibungen finden sich in den eingangs erwähnten Büchern, die Berlin erklären wollen.

Die Wissenschaft allerdings scheint vor lauter Staunen über den rasanten Wandel Berlins die stabilen Strukturen der Stadt zu übersehen. Und so kommt es, dass noch heute die 1928 veröffentlichte Arbeit der Linguistin Agathe Lasch ein Solitär in der Berlin-Forschung darstellt. In ihrem Buch »Berlinisch. Eine Berlinische Sprachgeschichte« versuchte sie, anhand sprachlicher Entwicklungen herauszuarbeiten, wie und wann das »Eigendasein des Berlinischen« (Lasch 1967/1928: 136) und der Berliner begann. Bis heute hat keiner dort weitergemacht, wo sie – gezwungen von den Nationalsozialisten – aufhören musste.¹⁵

Die bemerkenswerte Unerforschtheit der größten Stadt Deutschlands erklärt sich auch aus der Tradition der deutschen Stadt- und Regionalforschung. In der Einführung ihres Sammelbandes »Die Besonderheit des Städtischen« beklagen die Herausgeber, empirische Arbeiten zur Eigentümlichkeit städtischer Kulturen seien bislang Mangelware (Keller/Ruhne 2011: 12). Die Darmstädter Stadtsoziologin Martina Löw erläutert im selben Buch die Forschungslücke wie folgt:

»Die Mehrheit der stadt- und regionalsoziologischen Arbeiten hat sich in den vergangenen Jahrzehnten – im Anschluss an gesellschaftstheoretische Perspektiven – darauf konzentriert, die Bedeutung von Städten für *Gesellschaftsentwicklung* zu erfassen, und hat dabei »Stadt« als eine der Gesellschaft *subordinierte* Struktur verstanden oder mittels quartiersbezogener Milieustudien Lebensverhältnisse *in* Städten erforscht. Bei beiden Perspektiven gab es keine Notwendigkeit, den spezifischen Forschungsgegenstand »Stadt« in den Fokus wissenschaftlicher Analysen zu stellen« (Löw 2011: 50, kursiv im Original).

Seit einigen Jahren tragen Stadtforscher der Technischen Universität Darmstadt (und neuerdings der Technischen Universität Berlin¹⁶) maßgeb-

14 Das Zitat wurde von Goethes Sekretär Johann Peter Eckermann überliefert, der dies im Jahr 1823 in sein Tagebuch notierte (Eckermann 1836: 102).

15 Agathe Lasch war die erste Germanistik-Professorin Deutschlands. Sie wurde 1879 in eine jüdische Familie geboren. Ihre Vorfahren waren als eine von fünfzig Familien aus Wien nach Berlin eingewandert, nachdem der Große Kurfürst die Ansiedlung von (wohlhabenden) Juden wieder erlaubt hatte. Sie sagte von sich selbst: »Die zwei Abstrakta, die ich mit höchster Leidenschaft liebe, sind: Germanistik und Deutschland« (Dittmar 1988: XIV). Die Nationalsozialisten ermordeten Agathe Lasch im Jahr 1942, nachdem sie die Forscherin 1934 in den Ruhestand gezwungen hatten.

16 Martina Löw wechselte 2013 von Darmstadt nach Berlin.

lich dazu bei, diese Raumbblindheit zu überwinden und die »Eigenlogik der Städte« auf die wissenschaftliche Agenda zu setzen. So theoretisieren sie das Wissen um die Besonderheit von Städten zum einen in Grundlagenwerken und -aufsätzen (Berking/Löw 2008 sowie Löw 2008/2011 und Berking 2012), zum anderen liefern sie empirische Befunde, die zeigen, dass verschiedene Städte ganz eigene Sinnstrukturen aufweisen. Die Stadtsoziologen schildern etwa, wie sehr die Darmstädter ihre Heimat mit Ruhe und Gelassenheit verbinden (Löw/Noller/Süß 2010). In einer anderen Studie beleuchten sie, welche unterschiedlichen Strukturen sich in den Hafenstädten Bremerhaven und Rostock herausbildeten und wie die Orte entsprechend ihrer physischen und mentalen Gestalt unterschiedlich auf ähnliche Herausforderungen reagieren (Berking/ Schwenk 2011).

Zu Berlin ist bisher noch keine Studie erschienen, die sich auf die junge Schule der Eigenlogik der Städte bezieht. Wenn ich dieses Vorhaben angehe, kann ich allerdings an eine andere, äußerst aufschlussreiche Arbeit anschließen: Die Hertie-Berlin-Studie (Gemeinnützige Hertie-Stiftung 2008). Die quantitative Erhebung beschreibt, wie Bewohner ihre Stadt erleben. Die Verfasser, zu denen die Soziologen Klaus Hurrelmann und Hartmut Häußermann zählen, haben damit eine wahre Pionierleistung erbracht. Sie verstehen ihr Werk als erste Bevölkerungsstudie einer Stadt und stützen sich auf eine repräsentative Stichprobe von 2000 Berlinerinnen und Berlinern aus dem Jahr 2008.¹⁷

Ihre Studie zeigt, wie aufschlussreich es sein kann, ganz normale Bewohner zu befragen. Die Untersuchung, auf deren Datenmaterial ich immer wieder zurückgreifen werde, liefert viele Ansatzpunkte, um qualitativ weiter zu forschen. So sagen demnach 70 Prozent der Befragten, dass sie ihre Stadt auch anderen als Wohnsitz weiter empfehlen (ebd.: 79). »Berlin-Propagandisten« nennt sie die Hertie-Studie. Als »Berlin-Patrioten« werde ich diese Menschen später in dieser Arbeit vorstellen.

¹⁷ Das Buch besteht aus mehreren Aufsätzen, die von verschiedenen Autoren stammen. Ich werde beim Zitieren, wie es üblich ist, nur den Herausgeber nennen. Hier sei aber erwähnt, dass fast alle Zitate aus den Texten von Thomas Gensicke stammen, der sich speziell mit dem Berliner Lebensgefühl (Gensicke 2008a) und dem Typischen an Berlin beschäftigt (Gensicke 2008b).

1.3. Forschungslücke Binnenmigrant: Leben nach dem Ankommen

Wendet man sich der Fragestellung zu, wie sich Neuankömmlingen Berlin erschließt, stößt man auf eine weitere, geradezu frappierende Forschungslücke: die mehr oder minder gelungene Assimilation von Binnenmigranten. Das ist beachtlich, wenn man bedenkt, wie aufmerksam Ethnologen und Soziologen (etwa Keller 2005 sowie Kosnick 2005/2009/im Erscheinen) und die Hertie-Studie (Gemeinnützige Hertie Stiftung 2008)¹⁸ das Spektrum migrantischen Lebens in der deutschen Hauptstadt erkunden. Dabei geht es oft um den Stand der Integration von Menschen mit arabischem oder türkischem Migrationshintergrund (Omran 2010; Hanrath 2012), immer stärker rücken in jüngster Zeit auch andere Gruppen ins Blickfeld. Derzeit widmet sich die chinesische Doktorandin Shiang-Yi Li an der Humboldt Universität der Frage, wie sich für ihre Landsleute das Ankommen in Berlin im Vergleich zu anderen Großstädten gestaltet¹⁹, ein Kommilitone reichte im Jahr 2011 eine Magisterarbeit darüber ein, was japanische Zuwanderer nach Berlin zieht (Richter 2011).

So umfassend der Zustrom aus dem Ausland untersucht wird, so wenig ist es für die Wissenschaft bislang ein Thema, wie Augsburg oder Dresdner ihre Ankunft in Berlin meistern. So dreht sich der fast 500 Seiten starke Band »Zuwanderung und Stadtentwicklung« (Häußermann/Oswald 1997) ausschließlich um transnationale Migration, das gleiche gilt für die fast ebenso umfangreiche Dissertation von Stephan Lanz mit dem Titel »Berlin aufgemischt«, die politische Diskurse über die Einwanderer Berlins nachzeichnet (Lanz 2007). Sogar in einem Sammelband des Deutschen Instituts für Urbanistik zur »Integration und Ausgrenzung in der Stadtgesellschaft« ist mit Migrationshintergrund stets eine ausländische Herkunft gemeint (Deutsches Institut für Urbanistik 2005). Fremd sein im eigenen Land ist nicht vorgesehen.

18 Selbst die Hertie-Berlin-Studie, die immerhin die Umzugsmotive von Binnenmigranten beleuchtet, vernachlässigt das Problem ihrer Integration. So finden sich in dem Buch zwar zehn Porträts von Berliner Migrantinnen und Migranten. Mit Migranten sind aber nur zugezogene Ausländer gemeint, nicht etwa Rheinland-Pfälzer und Niedersachsen (Gemeinnützige Hertie Stiftung 2008: 157 ff.).

19 Eine Beschreibung des Projektes mit dem Arbeitstitel »Migration, Sozialkapital und die Stadt« ist verfügbar unter www.sowi.hu-berlin.de/lehrbereiche/stadtsoz/forschung/diss/shiang-yi-li-migration-sozialkapital-und-die-stadt (letzter Zugriff Mai 2014).

Das Ausblenden der Binnenmigration passt wiederum in die gesamtdeutsche Forschungslandschaft. Generell fällt die Tatsache durchs Raster, dass viele Deutsche einmal oder gar mehrmals in ihrem Leben qua Umzug quer durch die Republik mit einer anderen Kultur konfrontiert sind, inklusive neuer Vokabeln und eben einer ganz neuen Ortslogik.²⁰ Zwar existieren einige Untersuchungen dazu, warum Deutsche ihre Heimat verlassen (Geis 2005; Schlömer 2009). Auch extreme Wanderungsbewegungen wie die Flucht aus den Ostgebieten nach dem Zweiten Weltkrieg (zur schwierigen Integration siehe Kossert 2008) oder die zahlreichen Umzüge von Ostdeutschen nach Süddeutschland nach der Wende (vgl. Wessner 2010) geraten ins Blickfeld von Forschern.²¹ Die Frage allerdings, ob und gegebenenfalls wie ein gebürtiger Frankfurter eigentlich Münsteraner wird, blieb ansonsten bislang ebenso unerforscht wie jene, ob und gegebenenfalls wie ein Erfurter zum Berliner werden kann. Allgemeiner formuliert: Es fehlen Studien dazu, wie lokale Kulturen wirken und wie man sich ihnen anpasst.

Für Berlin ist diese Forschungslücke auch insofern verblüffend, da Wissenschaftler und Autoren gerne die Migrationsgeschichte der Stadt bemühen, wenn sie von lokaltypischen Besonderheiten berichten. So schreibt Wieland Giebel, Hobbyhistoriker und Betreiber des auf Berlin-Bücher spezialisierten Geschäfts »Story of Berlin«, die deutsche Hauptstadt sei »die amerikanischste aller europäischen Städte«, weil schon seit jeher immer jene dorthin auswanderten, »für die es zu Hause nichts zu erben gab« (Giebel 2009: 7).

Berlins Tradition ist demzufolge die Traditionslosigkeit. Laut Kulturwissenschaftler Klaus Siebenhaar entstand dieser Mythos während des ökonomischen Booms zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, als der Großraum Berlin rasant wuchs (Siebenhaar 2006), nämlich von rund 930.000 Bewohnern 1871 auf 3,7 Millionen Bewohner im Jahr 1910.²²

20 Allein im Jahr 2011 wanderten nach Angaben des Statistischen Bundesamtes über 1,1 Millionen Menschen über die Grenzen der Bundesländer. Inbegriffen sind darin natürlich auch Umzüge ins Umland, etwa von Hamburg nach Schleswig-Holstein oder von Berlin nach Brandenburg, die wohl nicht eine ganz so große Umstellung bedeuten wie eine sogenannte Fernwanderung, etwa von Sachsen-Anhalt nach Baden-Württemberg oder umgekehrt (Statistisches Bundesamt 2013: 11).

21 Ebenfalls gut erforscht ist die Landflucht während der Industrialisierung Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts (vgl. Matzerath 1985; Reulecke 1985), die in Kapitel 4 noch eine Rolle spielen wird.

22 Die Zahl ist der offiziellen Statistik entnommen und bezieht sich auf die heutigen Grenzen der Stadt (Amt für Statistik 2011: 32). Zur Stadt Berlin gehörten allerdings bis zum Jahr 1920 weder Charlottenburg, Schöneberg noch Neukölln. In »Alt-Berlin«, wie Statis-

»This myth which has since been used countless times in literature, art advertising and marketing strategies and which is still valid today, has become an indelible part of the collective mindscape of the city; either as legitimation or stimulation; be it the twenties, the time after 1945 or the periods when the Berlin Wall was built and subsequently torn down.« (Siebenhaar 2006: 230)

Siebenhaar schreibt die Verbreitung des Mythos einem Werk aus dem Jahr 1910 zu, an dem auch hundert Jahre später bei der Dokumentation des Forschungsstandes niemand vorbei kommt: »Berlin – ein Stadtschicksal«. Das Buch stammt von dem Kunsthistoriker Karl Scheffler (1910), der damit bei Zeitgenossen für Aufruhr sorgte (vgl. Schwenk 1996). Darin erzählt der gebürtige Hamburger Scheffler, der mit Anfang 20 nach Berlin umsiedelte, äußerst kritisch die Geschichte Berlins und kommt zum Schluss, seine Wahlheimat sei immer noch »recht eigentlich eine Kolonialstadt« und dazu verdammt, »immerfort zu werden, niemals zu sein« (Scheffler 1910: 141/267).

Schefflers Thesen sind immer noch so überzeugend, dass sie ständig zitiert werden, sobald es um die Besonderheiten Berlins geht. So nutzt die Historikerin Janet Ward in ihrer akribisch recherchierten Arbeit über »Post-Wall Berlin« alle erdenklichen alten und neuen Quellen zum Thema Berlin. Kein anderes mir bekanntes Werk aus jüngster Zeit enthält ein derart komplettes Literaturverzeichnis (Ward 2011). Aus all diesem Material zitiert sie insbesondere und sehr ausführlich die Thesen des Schefflerschen Stadtschicksal-Werks, wenn sie argumentiert, Berlin weise viele Züge einer typischen amerikanischen Stadt auf, die an der Grenze zwischen Zivilisation und Wildnis liege (ebd.: 28 ff./155 ff.). Die Uni Leipzig wiederum titelte im Wintersemester 2012/2013 eine Lehrveranstaltung mit Schefflers berühmtem Zitat vom steten Wandel, wobei in der Ankündigung etwas abschätzig von »Klischee« die Rede ist.²³ Allerdings hat bislang niemand eine passendere Erklärung für die Eigentümlichkeiten Berlins gefunden²⁴, weshalb ich auf Schefflers Ausführung sowie seine eigene,

tiker diese Kernstadt manchmal nennen, wohnten 1871 rund 820.000 Menschen, im Jahr 1910 waren es über zwei Millionen (ebd.: 30 f.).

23 Das Seminar wurde am Institut für Kunstgeschichte angeboten, der Ankündigungstext dazu findet sich im Internet unter www.gko.uni-leipzig.de/fileadmin/user_upload/kunstgeschichte/VLV_kommentiert/Lehrveranst-Ws12-13/Vorlesungsverzeichnis_Winter2012-13.pdf (letzter Zugriff Dez. 2013).

24 Nicht nur Wissenschaftler zitieren gerne Scheffler. In einem Text über die Touristification von Kreuzberg erteilt der Autor Alan Posener dem Kunsthistoriker gleich drei Mal das Wort (Posener 2011). Auch Phil C. Langer deklariert die Idee vom steten Wandel in

zumeist unerwähnte Wandlung vom Hamburger zum Berliner noch ausführlicher zu sprechen komme.

Wer sich also mit den Besonderheiten Berlins beschäftigt, stößt dabei schnell auf die Erzählung von der niemals vollendeten Stadt, in die zwar immer neue Leute strömen, aber in der niemand das Gefühl hat, richtig anzukommen, weil sich alles rasant verändert. Der Historiker Marc Schalenberg geht in seinem Aufsatz »City of Displacement« noch weiter: Er identifiziert als »Berlin speciality«, dass dort sogar vermeintlich Unverrückbares ab und zu den Platz wechselt, wie er anhand der Umzüge von Gebäuden und Monumenten wie Siegestsäule und Kaisersaal erläutert:

»[T]his may be interpreted as rootlessness, boldness or even hubris as it can be considered part and parcel of Berlin's determination, dynamism, and metropolitan flavor as a stage for novelties.« (Schalenberg 2009: 62 f.)

Schalenbergs Aufsatz regt dazu an, den Wandel als Teil der unveränderlichen Berlin-Typik zu begreifen. Zugleich wirft er erneut die Frage auf, wie und warum Binnenmigranten diesen Mythos vom Wandel immer wieder aufs Neue verinnerlichen. Eine Frage, die es in den folgenden Kapiteln auf verschiedene Weise zu beantworten gilt. Hier nun ein kurzer Abriss, wie ich helfen möchte, die benannten Forschungslücken zu schließen.

1.4. Von der Theorie zur Praxis und zurück

Im Folgenden geht es darum, die von Martina Löw formulierte Herausforderung einer »sinnverstehenden Stadtsoziologie« zu meistern und herauszufinden, »wie sich im alltäglichen Leben mit anderen Menschen Stadt als Sozialwelt sinnhaft herstellt und reproduziert« (Löw 2011: 59). Die Aufgabe habe ich in drei Schritte eingeteilt: Zunächst werden in einem Theorieteil die Begriffe erläutert, mit denen ich mich der Sinnstruktur Berlins nähere (Kapitel 2). Im nächsten Schritt geht es um die Methodik und Ergebnisse meiner Studie, das heißt um typische Erzählungen von Berlinern über Berlin (Kapitel 3). Und zum Dritten werden Erklärungsmöglichkeiten

seiner Promotion über die Berliner Literatur der 1990er-Jahre als immer noch essentiell: Berlin sei der »ultimative Ort der Gegenwart, in der Realität wie sonst nirgends erfahrbar wird, eine Stadt des Wandels und der Dynamik, in permanentem Umbruch sozusagen [...]« (Langer 2002: 22).

präsentiert und reflektiert, wie diese spezifische Sinnstruktur entstanden sein könnte (Kapitel 4).

Für jeden dieser drei Schritte werde ich ein anderes Instrumentarium verwenden. So verlangt der erste Teil der Begriffsklärung, sich sowohl mit Philosophen wie Jean-Paul Sartre und Cornelius Castoriadis auseinanderzusetzen als auch mit Klassikern der Soziologie wie Alfred Schütz und Karl Mannheim. Die Philosophie kommt ins Spiel, weil allein der Zusammenhang zwischen Realität, Wahrnehmung, Denken und Handeln so komplex ist, dass es dazu meines Erachtens fundamentalen Nachdenkens bedarf, bevor man ins Feld stürmt. Zu diesem Zweck habe ich mir die in der Stadtsoziologie oft bemühten, aber selten definierten Begriffe Imaginär und Mythos vorgenommen, zu deren unterschiedlichen Interpretationen es leider bislang so gut wie keine übergreifende Literatur gibt.²⁵ Mannheims und Schütz' Soziologie, auf die sich auch Martina Löw beruft, dienen wiederum dazu, fassbar zu machen, wie Menschen ihre Umwelt sinnhaft interpretieren und Städte als gemeinsamen Erfahrungsraum erleben.

Im zweiten Teil spielt Karl Mannheims Begriff des »konjunktiven Erfahrungsraum« noch einmal explizit eine große Rolle, beruht darauf doch die dokumentarische Methode, mit der ich meine Gruppendiskussionen auswerte. Zudem werde ich Artikel, Bücher, Studien und Statistiken aller Art bemühen, um das, was die Probanden erzählen, mit Fakten abzugleichen. Wenn etwa angehende Friseurinnen von einer versuchten Kindsentführung in einer H&M-Filiale berichten, habe ich nach entsprechenden Berichten gesucht (und landete bei einer »Urban Legend«).

Im dritten Teil werde ich mich historischen Quellen wie eben Karl Schefflers Berlin-Werk widmen, um zu ergründen, wie und wann typische Berliner Verhaltens- und Sichtweisen entstanden sind. Ich werde unter anderem erkunden, wie die physische Lage der Stadt im schwach besiedelten Osten sowie die Boomphase Ende des 19. Jahrhunderts dazu beitrugen, dass Berlin eine Stadt der Chancen und der Chancenverwerter wurde. Insbesondere werde ich mit Hilfe linguistischer Erkenntnisse die Entstehung des Berliner Humors und der Berliner Schnauze nachzeichnen. Dabei wird sich die Frage aufdrängen, ob dieser wesentliche Teil des heute noch präsenten Berliner Habitus nicht früher entstanden sein könnte als ge-

²⁵ Zu den wenigen Wissenschaftlern, die sich explizit um eine Begriffsklärung bemühen, zählt die amerikanische Anthropologin Claudia Strauss, die in ihrem Aufsatz »The Imaginary« (Strauss 2006) allerdings Jean-Paul Sartres zahlreiche Arbeiten zu dem Begriff nicht mal erwähnt.

mein hin geschildert wird. Abschließend werde ich den Theorieteil mit den Diskussionsrunden sowie der geschichtlichen Entwicklung zusammenführen und eine Idee präsentieren, wie meine Erkenntnisse in ein neues Forschungsgebiet münden könnten.

2. Eigenlogik, Imaginär, Mythos: Das Wissen um den konjunktiven Erfahrungsraum Stadt

In diesem Kapitel erläutere ich die Schlüsselbegriffe, mit denen ich mich meinem Thema nähere, und kläre, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Ein derartiges Standardverfahren für wissenschaftliche Arbeiten ist in diesem Fall besonders dringend geboten. So kategorisieren die Darmstädter Forscher den Begriff »Eigenlogik der Städte« im Jahr 2008 selbst noch als »Arbeitsbegriff« (Löw 2008: 40). Im Folgenden werde ich deshalb das notwendige Vokabular – von räumlichen Strukturen bis hin zu städtischem Habitus – definieren und erläutern, wie man damit die Stadt als Wissensgebiet fassen und ihre Besonderheit untersuchen kann.

Um die Strukturen einer Stadt noch genauer beschreiben zu können, werde ich den Begriff des Imaginären einführen und näher bestimmen. Auch diese Denkfigur, die im 20. Jahrhundert populär wurde, ist angesichts der langen Philosophiegeschichte vergleichsweise jung. Nicht nur deshalb ist das Imaginäre erklärungsbedürftig. Wissenschaftler verwenden das Wort so unterschiedlich, dass eine enorme Sprachverwirrung herrscht.²⁶ Diese »Babelisation« nimmt im Zuge der wissenschaftlichen Publikationsflut immer weiter zu, wie französische Forscher beklagen (Deproost u.a. 2003: 7). Der Begriff sei »heute so weit gespannt wie das ihm häufig zugeordnete Adjektiv »kulturell«²⁷, doziert die deutsche Erziehungswissenschaftlerin

26 Der französische Philosoph Gilbert Durand schreibt 1964, kurz bevor er ein Zentrum zur Erforschung des Imaginären gründet: »Une extrême confusion toujours régné dans l'emploi des termes relatifs à l'imaginaire.« (Durand 1964: 7) Übersetzung: »Schon immer herrschte eine enorme Verwirrung, was die Verwendung von Begriffen anging, die sich auf das Imaginäre beziehen.«

27 Der Anthropologin Claudia Strauss zufolge hat das Imaginäre in Disziplinen wie der ihren inzwischen sogar den Kulturbegriff abgelöst, nachdem dieser in die Kritik geriet, weil er zu sehr die Homogenität einer Gemeinschaft beschwor: »I believe it is not a coincidence that talk of *imaginaries* became common just as *culture* was falling out of favor: To a certain extent *the imaginary* is just *culture* or *cultural knowledge* in new clothes.« (Strauss 2006: 322, kursiv im Original)

Gundel Mattenkloft auf einer Tagung zum Thema »Das kulturelle Imaginäre« (Mattenkloft 2012: 4).

Auch Stadtforscher gebrauchen den Begriff des Imaginären in verschiedenster Weise, mal in expliziter Anlehnung an Cornelius Castoriadis' Soziologie als Gemeinschaftsprojekt (Silva 2003), mal berufen sich Autoren auf das »soziale Imaginäre« des Philosophen Paul Ricœur (Dillabough/Kennelly 2010), oft wird das Imaginäre auch schlicht ohne Erläuterung als Synonym zu Vorstellungen über die Stadt verwendet (zum Beispiel Huyssen 2008).

Tatsächlich hat das Imaginäre immer etwas mit Vorstellungen zu tun. Dabei zielen die Theoretiker, die sich dem Imaginären ausführlicher widmen, auf etwas Fundamentales ab. Sie ergründen, wie Vorstellungen über die Gesellschaft, das eigene Selbst oder eben die Stadt in die Welt und in den Kopf kommen und was wir uns überhaupt ausdenken beziehungsweise visualisieren können. Umstritten sind dabei unter anderem die Gestaltungsmöglichkeiten des Menschen. Entsprechend gehen die Meinungen auseinander, was genau unter dem Imaginären einer Stadt zu verstehen sei. Ich werde die Konfliktlinien samt der dahinter liegenden Theorien nachzeichnen und das »urbane Imaginär« in Anschluss an den Anthropologen Werner Schiffauer als Möglichkeitsraum fassen, in dem sich Vorstellungen auf Handlungschancen beziehen.

Im Vergleich zum Imaginären scheint mir der Begriff Mythos weniger problematisch, obwohl er sich – wie es das »Archiv für Begriffsgeschichte« erläutert (Horstmann 1979) – ebenfalls durch eine enorme Wandelbarkeit auszeichnet. Wenn allerdings heute von urbanen Mythen die Rede ist, sei es bei Poststrukturalisten (etwa Stierle 1993) oder im Katalog einer Kunstausstellung (vgl. Mythos Berlin 1987), so ist damit immer eine Erzählung über die Stadt gemeint, mit deren Hilfe Menschen Ordnung und Sinn in die komplexe städtische Wirklichkeit bringen und die oft Aussagen über Imaginäres enthält.

Sowohl urbane Mythen als auch das Imaginäre der Stadt sind – sobald sie erzählt und gedacht werden – Teil ganz realer städtischer Strukturen, haben somit Aussagekraft über die Realität beziehungsweise über real existierende Möglichkeiten. Diese Annahme mag sofort einleuchten, doch sie ist alles andere als trivial. So legt der Alltagsgebrauch nahe, dass Vorstellungen und Mythen der Realität entgegengesetzt oder frei erfunden seien. Die Redewendung, »das ist doch ein Mythos« hört man als Synonym für Märchen oder Irrtum. Zum Wort »imaginär« offeriert der im Textverar-